Malves Mitgift.

Roman von Curt Harmsdorf.

(7. Fortsetzung.)

Die Erregung des Obersten von Degerndorf wuchs bei der Erklärung seines Sohnes, auf die Mitgift seiner Gattin verzichten zu wollen, immer mehr. Mit nur mühsam beherrschter Stimme rief er jetzt Bernd zu: „Bist Du von Sinnen? Wenn Du die Mitgift wieder herausgibst und obendrein des Königs Rock auszieht, wovon willst Du denn eigentlich dann leben? Haben sich Dir über Nacht geheimnißvolle Hilfsquellen erschlossen — oder rechnest Du etwa auf mich?"

„Auf Dich, Vater! — Nein, wahrhaftig, das wäre das letzte, womit ich rechnen würde. Aber ich bin doch wohl nicht der erste verabschiedete Offizier, der sich in einem anderen Berufe sein Brod zu verdienen sucht."

„So? — Deine Zukunftspläne sind also, wie es scheint, schon vollständig fertig! Deine Gattin muß ein gut Theil von den Talenten ihres Vaters geerbt haben, um Dich dahin zu bringen."

„Noch einmal, Vater: lassen wir meine Frau aus dem Spiel, wenn es Dir nicht möglich ist, mit der Achtung von ihr zu sprechen, die ich unbedingt für sie in Anspruch nehme. Ich kann Dich nicht zwingen, Mitleid mit ihr zu haben; aber ich werde Dir niemals gestatten, sie zu beleidigen."

„Ah, reden wir so miteinander? Hat Deine Leidenschaft Dich so blind gemacht!"

„Die beklagenswerthen Frauen, die Du so verächtlich abthust und denen Du in Deinem Hochmuth nicht einmal ein Wort der Theilnahme vergönnt hast, sie haben allerdings in diesem Augenblick die nächsten und die heiligsten Ansprüche an mich, nicht nur um der jungen verwandtschaftlichen Beziehungen willen, in denen ich jetzt zu ihnen stehe, sondern vor allem, weil ihr Verhalten ihnen ein Recht giebt, auf den Beistand jedes ritterlich denkenden Mannes. Weißt Du, was die Wittwe des Geheimraths Breitenbach bereits gethan hat, Vater? Sie hat zu Gunsten der Gläubiger freiwillig auf den Nachlaß ihres Mannes verzichtet. Sie ist ebenso wie ihre unverheirathete Tochter fest entschlossen, alles hinzugeben, was sie besitzt. Diese schutzlosen Frauen wollen lieber den harten Kampf mit der Armuth aufnehmen, als daß man ihnen nachsagen soll, sie hätten sich an unrechtmäßig erworbenem Gute bereichert."

Wenn Bernd erwartet hatte, mit dieser Erklärung einen starken Eindruck auf seinen Vater zu machen, so sah er sich getäuscht. Mit über der Brust verschränkten Armen stand der Oberst vor ihm und sein Gesicht war noch härter als zuvor.

„Ein effektvoller Theatercoup — weiter nichts! Denn sie wissen recht gut, daß man ihnen von rechtswegen morgen nehmen würde, was sie heute freiwillig hergeben. Komödianten sind sie alle miteinander. Und damit läßt Du Dir imponiren? Natürlich wirst Du sie allesammt auf dem Halse haben."

„Ich werde mich allerdings verpflichtet fühlen, für sie zu sorgen, so weit ich's vermag. Das ist doch selbstverständlich."

„Nun wohl, so will ich Dir etwas sagen. Ich sehe, daß es unmöglich ist, heute vernünftig mit Dir zu reden. Aber ich habe Vertrauen genug in Deinen gesunden Menschenverstand, um zu hoffen, daß Du bei ruhiger Ueberlegung von selbst zur Besinnung kommst. Dein Abschiedsgesuch magst Du immerhin einreichen. Wie die Dinge liegen, läßt sich das wohl nicht vermeiden. Es wird sich eben nur darum handeln, Dir den Weg freizuhalten für Deinen späteren Wiedereintritt in die Armee. Wovon diese Rehabilitirung allein abhängig ist, weißt Du. An dem Tage, wo Du die Scheidung eingeleitet hast, ist der erste Schritt dazu gethan."

„Ein Schritt, den ich niemals thun werde, Vater! Hier gebe ich mein Ehrenwort, daß es weder jetzt noch künftig geschehen wird. Du siehst nun wohl ein, daß es zwecklos ist, weiter davon zu sprechen."

Der Oberst richtete sich noch höher auf und seine Augen funkelten in mühsam niedergehaltenem Zorn.

„Und ich — ich gebe Dir mein Ehrenwort, daß jede Gemeinschaft zwischen uns beiden aufhört, solange Du der Gatte dieser Frau bist. Wer zu den Breitenbachs gehört, dem ist die Thür meines Hauses ein- für allemal verschlossen. Lieber will ich unser Stammgut Röcknitz dem ersten besten Güterschlächter für ein Sündengeld übergeben, als daß eine Breitenbach jemals als Herrin darauf schaltet. Das ist meine Antwort. Nun weißt Du, woran wir miteinander sind."

Bernd war bleich geworden, aber er vergaß nicht, daß es sein Vater war, dem er gegenüberstand, und er hielt an sich.

„Ich kann Deine Engherzigkeit beklagen, aber ich kann ihr keinen Einfluß auf meine Entschlüsse einräumen. Wenn Deine Ehrbegriffe Dir gebieten, Dich von mir loszusagen, weil ich als rechtschaffener Mann meine Pflicht erfülle, so hast Du das mit Deinem eigenen Gewissen abzumachen. Ich thue, was mir das meinige vorschreibt."

Er nahm seinen Hut und ging zur Thür.

Der Oberst schien mit sich zu kämpfen. Am Ende kannte er seinen Sohn gut genug, um zu wissen, daß er niemals aus freien Stücken zu ihm zurückkehren würde, wenn er ihn so von sich gehen ließ. Aber er konnte nichts zurücknehmen von dem, was er soeben ausgesprochen. Darum preßte er die Lippen zusammen und schwieg.

„Adieu, Vater!"

Der Gruß blieb unerwidert. — Ein paar Sekunden lang noch zauderte Bernd auf der Schwelle der offenen Thür. Dann drückte er sie hinter sich ins Schloß, und der Oberst war allein.

9. Kapitel.

Zum erstenmal seit mehreren Tagen hatte Bernd fest und ruhig geschlafen, bis ihn sein Bursche weckte. Er brachte ein Telegramm, das wieder eine beruhigende Nachricht über Malves Befinden enthielt. Auch ein Gruß war in ihrem Auftrage beigefügt — sicherlich ein gutes Zeichen.

In fast heiterer Stimmung kleidete sich Bernd an. Die gestrige Auseinandersetzung mit seinem Vater war wie ein Gewitter gewesen, das die Luft gereinigt hatte. Er sah die Zukunft, die vor ihm lag, zwar nicht in rosigem Lichte, aber in scharfen und bestimmten Umrissen. Die Nebel, die ihm noch gestern den Blick verhüllt hatten, waren verflogen, und mit der klaren Erkenntniß dessen, was er zu thun hatte, war ein befreiendes Gefühl der Sicherheit über ihn gekommen, ein festes, ruhiges Vertrauen in die eigene Kraft.

Er hatte am verflossenen Abend einen langen, ermuthigenden Brief an Malve geschrieben und dann mit fester Hand sein Abschiedsgesuch zu Papier gebracht. Daß er es jemals so ruhigen Gemüthes würde thun können, wäre ihm gewiß noch vor kurzem undenkbar erschienen. Es war doch eine unumstößliche Wahrheit in dem alten Erfahrungssatz, daß die Vorstellung eines Unglücks bei weitem schlimmer ist als das Unglück selbst.

Nun legte er die Uniform an, um sich bei seinem Kommandeur zu melden. Es war vielleicht einer der schwersten Gänge, die er zu machen hatte, aber er dachte trotzdem nicht daran, ihn hinauszuschieben.

Und die Unterredung gestaltete sich viel weniger peinlich, als er es erwartet hatte. Der mit der Führung des Regiments betraute Oberstleutnant empfing ihn mit einer herzlichen Wärme, die Bernd wohl that und rasch alle Befangenheit verscheuchte. Mit feinem Taktgefühl ging der Vorgesetzte über die letzten traurigen Ereignisse hinweg. Auch er schien es selbstverständlich zu finden, daß der Oberleutnant um seinen Abschied eingekommen war, und mit einigen freundlichen Worten gab er seinem Bedauern über diese Nothwendigkeit Ausdruck.

„Das Regiment, mein lieber Degerndorf, das in Ihnen einen seiner fähigsten und hoffnungsvollsten Offiziere verliert, wird Ihnen ein treues Gedenken bewahren. Und Sie dürfen sicher sein, daß man Sie mit Freuden willkommen heißen wird, wenn es Ihnen eines Tages gelingt, den Weg zu finden, der Sie zu uns zurückführt."

Daß der Urlaub, der ihm für seine Hochzeitsreise bewilligt worden war, bis zur Erledigung des Abschiedsgesuches verlängert wurde, war unter den obwaltenden Verhältnissen selbstverständlich.

* * *

Als Bernd den Regimentskommandeur verließ, hatte er die Empfindung, daß ein bedeutsamer Abschnitt seines Lebens fertig und abgeschlossen hinter ihm lag. Ein leises Gefühl der Wehmuth wollte sich in seinem Herzen regen, denn er war mit ganzer Seele Soldat gewesen und der Verzicht auf den liebgewordenen Beruf wurde ihm nicht leicht. Aber er ließ diese Wehmuth nicht stark werden in seinem Innern. Das Bewußtsein, einer übernommenen Pflicht treu geblieben zu sein, half ihm rasch, sie zu verscheuchen. Auch das neue Leben, das er mit diesem Tage begann, würde ihm ja Aufgaben stellen, die werth waren, seine ganze Mannestraft für sie einzusetzen.

Sein nächstes Ziel war die Wohnung des Geheimraths. Indessen kam er zu ungelegener Zeit, denn das Mädchen sagte ihm, daß er weder Frau Breitenbach noch Sigrid sprechen könne. Die gnädige Frau habe eine sehr schlechte Nacht gehabt und sei erst gegen Morgen eingeschlummert. Das gnädige Fräulein aber habe auf dringendes Zureden des alten Hausarztes sich ebenfalls niederlegen müssen.

„Seit dem Tode des Herrn Geheimraths ist Fräulein Sigrid nicht ins Bett gekommen. Der Herr Doktor hat mir's auf die Seele gebunden, sie unter keinen Umständen stören zu lassen. Denn er meint, daß sie am Ende auch noch krank werden würde, wenn sie sich so wenig Ruhe gönnt."

Bernd ließ seine Karte zurück mit dem Bemerken, daß er am Nachmittag wiederkommen würde. Dann schlug er nach kurzem Ueberlegen den Weg zu dem Hotel ein, in dem sein Vater und Lydia wohnten.

Nicht um eine nochmalige Begegnung mit dem Obersten war es ihm zu thun. Gab er sich doch keiner Täuschung darüber hin, daß jede erneute Auseinandersetzung die Kluft nur erweitern würde, die sich zwischen ihm und seinem Vater aufgethan. Aber er hatte keine Veranlassung, unhöflich gegen Lydia zu sein. Gerade weil er die Gewißheit hatte, daß ihre Wege von nun an so weit auseinander gehen würden, als die Lebensbahnen zweier Menschen sich nur immer entfernen können, meinte er ihr diesen Abschiedsbesuch schuldig zu sein. Mochte sie ihn immerhin als eine leere Förmlichkeit ansehen. Er hatte dann das seinige gethan, ihren Beziehungen einen freundlichen Ausklang zu geben.

Man sagte ihm, Fräulein von Thyrnau sei im Schreibzimmer. Und er fand sie dort ganz allein. Sie legte bei seinem Eintritt die Feder nieder und ging ihm entgegen. Viel unbefangener und, wie ihm schien, herzlicher als gestern reichte sie ihm die Hand.

„Es ist hübsch von Dir, Bernd, daß Du aus eigenem Antriebe gekommen bist. Wie Du siehst, war ich eben im Begriff, Dich um Deinen Besuch zu bitten."

Sie deutete auf den eben begonnenen Brief.

„Es war doch selbstverständlich, daß ich nicht abreisen würde, ohne Dir Lebewohl zu sagen."

„Nun, so ganz selbstverständlich war das für mich gerade nicht," erwiderte sie freundlich, indem sie den angefangenen Brief langsam in Stücke riß. „Ich will Dir gar kein Geheimniß daraus machen, daß mir während dieses letzten Jahres manchmal der Gedanke gekommen ist, ich müsse mir durch irgend ein Verschulden Deine Freundschaft verscherzt haben. Und ich zerbrach mir vergebens den Kopf, welchen Anlaß ich dazu gegeben haben könnte."

Ihr sanfter Ton setzte ihn in Erstaunen. Das war die Art nicht, die er an ihr gewöhnt war. Diese frauenhafte Milde zeigte ihm eine ganz neue Seite ihres Wesens. Und er hatte geglaubt, sie so gründlich zu kennen. Reichten ihre gemeinsamen Erinnerungen doch bis in seine frühen Knabenjahre zurück. Die Verwandtschaft, auf Grund deren sie sich als Vetter und Base ansahen, war zwar sehr weitläufig, aber zwischen den Herrenhäusern der beiden Nachbargüter hatte seit Generationen die innigste Freundschaft bestanden, und man hatte den Kindern in ihrem Verkehr so viel Freiheit gelassen, als wären sie wirklich durch nahe Blutsverwandtschaft miteinander verbunden. Die glücklichsten Stunden seiner Jugend waren es gewesen, die Bernd auf Frankenhagener Grund und Boden verlebt hatte. Noch jetzt konnte er ihrer nicht gedenken, ohne daß es ihm warm ums Herz wurde.

Nicht daß immer das herzlichste Einvernehmen zwischen ihm und der um fünf Jahre jüngeren Lydia bestanden hätte. Sie hatten im Gegentheil fast immer auf Kriegsfuß miteinander gestanden. Unzähligemale hatte er sich über ihr spöttisches Lachen geärgert, wenn er sie mit der Bedachtsamkeit des Ritters, der sich für ihre Sicherheit verantwortlich fühlte, von irgend einem tolltühnen halsbrecherischen Streich zurückzuhalten versucht hatte. Immer aufs neue war ihre Launenhaftigkeit, ihre Herrschsucht und ihre Rücksichtslosigkeit gegen seine kleinen Schwächen die Ursache zu Mißhelligkeiten zwischen ihnen gewesen. Aber wenn er sich heute von ihr getrennt hatte mit dem festen Entschlusse, mindestens ein paar Wochen lang ihre Gesellschaft zu meiden, so war er doch sicher schon morgen wieder auf Frankenhagen gewesen und hatte sich willig zum Opfer ihrer Quälereien hergegeben. Denn was bedeuteten am Ende die Leiden, die sie ihm bereitete, jenen köstlichen Augenblicken gegenüber, wenn sie aufgelegt war, die Liebenswürdige zu spielen! In solchen Augenblicken gab es nach seiner festen Ueberzeugung auf dem ganzen Erdenrund kein liebreizenderes Geschöpf als sie. Ihre sprühende Ausgelassenheit riß ihn wie einen tollen Wirbel mit sich fort.

Das war zu der Zeit gewesen, da sie in losem Haar und im kurzen, flatternden Röckchen herumlief. Aber er hatte eigentlich nie eine merkbare Veränderung an ihr wahrgenommen. Wenn er später als blutjunger Leutnant mindestens die Hälfte jedes Urlaubstages auf Frankenhagen zubrachte, hatte er in dem kapriziösen Backfischchen und in dem heranblühenden, sehr selbstbewußten Mädchen immer dieselbe Lydia wiedergefunden, die als ein neckischer und zuweilen auch grausamer Kobold, in seinen Knabenerinnerungen spukte. Auch heute noch vermochte er sie sich kaum anders vorzustellen, wie königlich stolz und sicher sie auch immer auftreten mochte. Er konnte sich seine Jugendgespielin wohl als unumschränkte, stolze Gebieterin auf Frankenhagen denken, nur nicht als sanftes, gütiges weibliches Wesen, wie er sie in diesem Augenblick vor sich sah.

Darum war seine Antwort nur zögernd, als fürchte er, im nächsten Augenblick ihr altes, spöttisches Lachen zu vernehmen, weil er so thöricht gewesen war, die Maske für das wahre Gesicht zu halten.

„Wie konntest Du etwas derartiges glauben, Lydia? Es gab jedes Mal, wenn ich nach Röcknitz kam, so vielerlei für mich zu thun. Und dann wußte ich doch auch nicht recht, ob ich Dir gelegen kommen würde. Die Verhältnisse waren ja in mancher Hinsicht andere geworden, und —"

„O, Du brauchst Dich durchaus nicht zu entschuldigen," fiel sie liebenswürdig ein. „Es ist mir schon genug, zu hören, daß ich mich getäuscht habe. — Uebrigens möchte ich Dir einen Vorschlag machen, Bernd! Es plaudert sich hier nicht gerade behaglich, wo man jeden Augenblick durch fremde Menschen gestört werden kann. Wollen wir nicht durch den nahen Stadtpark promeniren — vorausgesetzt natürlich, daß Du in der Absicht gekommen warst, mir eine halbe Stunde zu opfern?"

„Ich stehe selbstverständlich mit Vergnügen zu Deiner Verfügung."

„So entschuldige mich nur ein paar Minuten. Ich bin gleich wieder da."

Sie nickte ihm lächelnd zu und ging, um sich auf ihrem Zimmer für den Spaziergang fertig zu machen.

Mit einem kleinen Kopfschütteln sah Bernd ihr nach. Wenn diese freundliche Unbefangenheit wirklich ganz aufrichtig war, so mußte das Leben eine wunderbare Wandlung in ihr bewirkt haben, und andererseits traute er ihr nicht zu, daß sie sich verstelle. Denn diese Kunst war nie ihre starke Seite gewesen und es war ihr wohl auch nie der Mühe werth erschienen, sich darin zu üben. Von aller Welt verwöhnt, hatte sie jeder Laune nachgegeben, ohne sich viel um die Folgen zu kümmern. Er hatte oft unter ihrer rücksichtslosen Aufrichtigkeit gelitten, doch nie unter ihrer Unwahrhaftigkeit. Und es war ihm deshalb unmöglich, sich vorzustellen, daß sie gerade heute mit ihm Komödie spielen sollte. —

So zürnte sie ihm also in Wahrheit nicht mehr, hatte ihm vielleicht niemals gezürnt, und er war ein Thor gewesen, daß er in den letzten Jahren so selten als möglich auf Schloß Frankenhagen erschienen war und es seit seiner Verlobung vollständig gemieden hatte. Auch sie sah in dem, was vor Jahren zwischen ihnen geschehen war, wohl schon längst nur noch eine Kinderei und es fiel ihr nicht ein, seine Liebe zu einer anderen als einen Treubruch zu betrachten.

Er fühlte sich versucht, zu lächeln, als er an die ernsthaften Gewissensbisse dachte, die er in all dieser Zeit bei der Erinnerung an jenen ereignißreichen Sommertag von damals empfunden. Es war doch auch wirklich nichts anderes gewesen als ein holder, rasch verflogener Rausch.

Bei einem seiner Urlaubsbesuche auf Frankenhagen war es gewesen, auf einem der lustigen Spazierritte über Stock und Stein, die ihnen selbst wie ihrer Umgebung als etwas so Altgewohntes und Unverfängliches erschienen. Mit allerlei harmlosen Neckereien hatte es angefangen, ganz so, wie schon hundertmal zuvor, und keines von ihnen hatte daran gedacht, daß es diesmal anders enden könne.

Ob die prangende Schönheit des Sommertages schuld daran gewesen war — all die üppige Lebensfülle rings um sie her — das Gezwitscher der Vögel oder der süße, eigenthümlich berauschende Duft des frisch gemähten Heus — heute wußte er es nicht mehr zu sagen. Er erinnerte sich nur, daß sie auf Lydias Wunsch am Waldrande abgesessen waren und sich in das weiche Moos niedergestreckt hatten, um ein Viertelstündchen zu ruhen. Und so deutlich, als wäre es erst gestern gewesen, hatte er das Bild vor Augen: ihre in dem knappen Reitkleide biegsame Gestalt, ihre lachenden Augen und das durch die Wipfel einfallende Sonnenlicht, das sie mit zitternden, goldenen Flecken überstreute. Nie war sie ihm reizender erschienen als an diesem Morgen, und nie war sie in ihrem fröhlichen Uebermuth liebenswürdiger gewesen.

Ein kleiner, bunter Käfer, der in der Sonne wie ein Smaragd glänzte, fiel aus dem Gezweig ins Moos nieder. Sie fing ihn und hielt ihn in ihrer Rechten, von der sie den Handschuh abgestreift hatte, wie in einem warmen, weichen Kerker eingeschlossen.

„Gieb ihm seine Freiheit wieder," bat Bernd.

Da streckte sie ihm die kleine geballte Faust entgegen.

„Mach' ihn frei!" rief sie lachend. „Wenn es Dir gelingt, soll ihm seine Freiheit wiedergegeben werden."

Und er hatte sich wirklich rechtschaffen bemüht, die weißen Mauern des lebendigen Gefängnisses gewaltsam zu öffnen. Neben ihr auf dem Waldboden knieend, hatte er die zierliche und doch kraftvolle Mädchenhand zwischen seine beiden Hände genommen und alles versucht, was er an kleinen Kunstgriffen aufwenden konnte, ohne ihr wehe zu thun. Aber seine Anstrengungen waren vergeblich geblieben, und mit hellem Lachen hatte Lydia ihn verspottet. Diesmal aber hatte ihr Lachen ihn nicht gereizt wie sonst, wenn sie sich über ihn lustig machte. Es war ihm vielmehr wie ein süßes, verführerisches Locken ins Ohr geklungen; und als bei dem scherzhaften Ringen ihre erhitzten, lachenden Gesichter einander zufällig ganz nahe gekommen waren, hatte er den gefangenen Käfer vergessen, ihren Kopf zwischen seine Hände genommen und ihre Lippen geküßt.

Es war nicht das erste Mal gewesen, daß seine Lippen auf den ihrigen geruht hatten. Nicht nur bei dem Pfänderspielen ihrer Kindertage, auch bei manchem späteren Anlaß war es geschehen, daß sie sich küßten. Aber

Andeutung.

Gast: „Herr, wie kommt denn dieser Knopf in die Suppe?"
Wirth: „Ist vielleicht eine Anspielung. Die Köchin hat nämlich Knöpfe."

sie hatten das nie als etwas Besonderes empfunden.

Heute aber war es so ganz, ganz anders. Ihre Lippen hatten den Druck der seinen nicht gleichgültig hingenommen, sondern sie hatten ihn heiß und durstig erwidert. Ein wundersames Leuchten war in ihren halbgeschlossenen Augen gewesen und er hatte ihr Herz in stürmischen Schlägen an seiner Brust pochen gefühlt.

„Ich habe Dich lieb!" Das war alles, was er damals zu ihr gesprochen, aber es hatte ihm wie ein feierlicher Schwur geklungen.

Ein paar Schnitterinnen, die singend über die Wiese daher kamen, hatten sie aufgeschreckt. Er selbst war befangen und verwirrt gewesen. Auf dem Heimritt war nicht viel zwischen ihnen gesprochen worden und Bernd hatte es möglichst vermieden, dem Blick seiner Begleiterin zu begegnen. Denn, wie lebhaft auch die Seligkeit der flüchtigen Minuten am Waldrande noch in ihm nachzittern mochten, es mischte sich doch schon in dieser ersten Stunde eine Regung der Reue hinein und ein Bangen vor dem, was nun weiter geschehen solle.

Der Zufall hatte es gefügt, daß sie nach diesem Spazierritt überhaupt nicht mehr allein miteinander gewesen waren. Sie hatten im Frankenhagener Schlosse einen Boten aus dem Röcknitzer Herrenhause vorgefunden, der den Herrn Leutnant um rasche Heimkehr ersuchte, weil seinem Vater ein Unfall zugestoßen sei. Der Oberst, der einen schweren Fall auf der Treppe gethan, lag mit einer bedenklichen Gehirnerschütterung darnieder und für den Rest seines Urlaubs wich Bernd nicht mehr von seiner Seite. So oft er während dieser Zeit Lydia wiedersah, geschah es im Beisein ihres Vaters, mit dem sie gekommen war, um sich nach dem Befinden des Patienten zu erkundigen. Da wurden natürlich nur unverfängliche Worte zwischen ihnen gewechselt und nur der wärmere Händedruck, den er bei Begrüßung und Abschied verspürte, mahnte ihn daran, daß sie jene Stunde am Waldrande nicht vergessen hatte.

Dann war er abgereist und volle zwei Jahre waren vergangen, ehe er sie wiedersah. Denn Lydia hatte ihren trauernden Vater an die Riviera begleitet, und wenn Bernd auf Urlaub nach Röcknitz kam, war das Frankenhagener Herrenhaus leer. Die Erinnerung an jene Stunde im Walde aber hatte er mit sich herumgetragen wie eine drückende Fessel. Er fühlte es zu deutlich, daß Lydia ihm innerlich immer fremder wurde, daß es ein flüchtiger Rausch einer seligen Stunde war — nichts mehr.

Dennoch hielt er sich für gebunden. Nur wenn sie selbst ihn frei gab, durfte er sich seiner Verpflichtung ledig fühlen.

Erst als er Malve Breitenbach kennen lernte und eine heiße Zuneigung zu ihr in ihm erwachte, wurde es ihm zur Gewißheit, daß er mit Lydia nie glücklich geworden wäre und daß auch sie an seiner Seite nicht das erträumte Glück gefunden hätte.

Und so hatte er die Mahnungen seines Gewissens zum Schweigen gebracht, mit der Erkenntniß, daß es bei weitem das größere Unrecht sein würde, einer Jugendthorheit die ganze Zukunft zweier Menschen zum Opfer zu bringen.

Der Glückwunsch, mit dem Lydia die Anzeige seiner Verlobung beantwortet hatte, ließ in seiner konventionellen Kürze nicht darauf schließen, was bei dem Empfang der Mittheilung in ihr vorgegangen sein mochte. Und die Pein einer persönlichen Begegnung war ihm seither erspart geblieben. Als er die Familie Breitenbach zu kurzem Besuche nach Röcknitz begleitet hatte, um dem Vater seine Braut und ihre Angehörigen vorzustellen, war Lydia noch in Trauer um ihren Vater gewesen, und der Oberst hatte ihm gesagt, sie wünsche keine Besuche zu empfangen. Nicht ohne eine gewisse Beklemmung hatte er manchmal an den Augenblick des ersten Wiedersehens gedacht, der ja doch schließlich unvermeidlich war. Und stärker als zuvor hatten sich die niemals ganz verstummten Selbstvorwürfe in ihm geregt, als er erfuhr, daß die vielbegehrte, reiche Herrin von Frankenhagen innerhalb weniger Wochen mehrere sehr verlockende Heirathsanträge ausgeschlagen habe.

Daß sie ihm nun heute mit so gewinnender Freundlichkeit entgegengekommen war, hatte ihm über das Peinliche des Augenblicks hinweggeholfen. Wenn auch nur der geringste Groll über seine Heirath in ihr gewesen wäre, so würde er es ihrem Benehmen gewiß angemerkt haben. Mochte ihr weiblicher Stolz ihr immerhin verbieten, ihm zu zeigen, daß er sie enttäuscht und gekränkt hatte, diese warme Herzlichkeit hätte doch eine Kunst der Verstellung vorausgesetzt, denen er sie nimmermehr für fähig hielt.

* * *

Lydias Erscheinen weckte Bernd aus seinen Erinnerungen. Ritterlich reichte er ihr den Arm, um sie die Treppe hinabzugeleiten.

Sie wandten sich dem nahen Stadtpark zu, und sprachen, wie es so nahe lag, von Malve und ihrem Befinden.

„Ich habe es fast als eine kränkende Zurücksetzung empfunden," sagte Lydia im Laufe ihres Gesprächs, „daß Du mir nicht Gelegenheit gegeben hast, Deine Braut kennen zu lernen, als ihr beide auf Röcknitz waret. Setztest Du bei mir denn so wenig Interesse für die künftige Gefährtin Deines Lebens voraus?"

Er entschuldigte sich mit dem Hinweise auf die Erklärung seines Vaters, daß sie keine Besuche zu empfangen wünsche.

Lydia aber schüttelte den Kopf.

„Das muß ein Mißverständniß von seiten des Onkels gewesen sein. Wenn ich ihm gegenüber eine derartige Bemerkung gemacht habe, so hatte sie sicher keinen Bezug auf Dich oder Deine Braut. Aber es wird ja glücklicherweise noch nicht zu spät sein, das damals Versäumte nachzuholen. Und Du mußt mir versprechen, Malve recht bald nach Frankenhagen zu bringen."

„Ein solches Versprechen, liebste Lydia, kann ich Dir mit gutem Gewissen nicht wohl abgeben. Denn mein Weg wird mich aller menschlichen Voraussicht nach nicht so bald nach Röcknitz führen."

Sie zauderte ein wenig mit der Antwort, dann aber sah sie ihm voll ins Gesicht und sagte:

„Wir haben nie Versteck miteinander gespielt, Bernd, warum sollten wir es zum erstenmal gerade heute thun Ich weiß, warum Du in nächster Zeit nicht nach Röcknitz gehen wirst. Dein Vater hat mir gestern Abend erzählt, daß ihr euch in Unfrieden getrennt habt. Und ich wollte Dich heute um Deinen Besuch bitten, in keiner anderen Absicht, als um Dir zu sagen, wie herzlich ich mich über Deine ritterliche Entschließung gefreut habe."

„Wirklich, Lydia? — Es würde mich sehr froh machen, wenn ich es glauben dürfte."

„Und warum solltest Du es nicht glauben? Ich gestehe Dir ganz offen, daß ich sehr böse auf Dich war. Denn Du hast Dich seit langem nicht so gegen mich verhalten, wie Du es unserer alten Freundschaft schuldig warst. Aber was ich gestern von Dir gehört habe, hat all meinen Groll ausgelöscht. Und ich habe Dich in der Stille meines Herzens um Verzeihung gebeten für manches Unrecht, das ich Dir in meinen Gedanken zugefügt."

„Du hast mich um Verzeihung gebeten, Lydia? — Du — mich?"

„Nun ja, Du weißt doch, wie die Leute reden. Wenn ein wenig begüterter Offizier von Adel ein reiches Mädchen heirathet, so sucht die Welt die Erklärung dafür immer zunächst in etwas anderem, als in einer wahren Herzensneigung. So hat man auch von Deiner Heirath gesprochen. Ich bin stolz darauf, daß ich jetzt ein Recht habe, Dich gegen jede niedrige Verleumdung zu vertheidigen."

(Fortsetzung folgt.)